

Zeitschrift: Plan : Zeitschrift für Planen, Energie, Kommunalwesen und Umwelttechnik = revue suisse d'urbanisme
Band: 15 (1958)
Heft: 6

Artikel: Planer und Planerausbildung
Autor: Bader, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-783395>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Planer und Planerausbildung

Es liegt im Wesen von Schülerarbeiten, dass nach dem Lob über den Arbeitseifer und der Anerkennung des Interesses, das die darin enthaltenen unbeschweren, jugendlichen Ideen hervorrufen, eine kritische Würdigung erfolge, damit im «pädagogischen» Sinne eine Lehre für weitere solche Arbeiten und die Praxis gezogen wird. Es ist nun allerdings nicht das Bedürfnis nach Schulmeisterlichkeit, das für die Modelle von Spreitenbach diese Kritik hervorruft, sondern es ist die Aussprache, die inner- und ausserhalb der Hochschule um die Planerausbildung begonnen hat, und für die das Beispiel Spreitenbach eine erwünschte Gelegenheit zur Klarstellung der Begriffe und Forderungen darstellt.

Da ein Presseempfang sich kaum als Bühne für eine solche Kritik eignet, gestatte ich mir, die durch die Berichterstatter verdrängten Gedanken in Form eines Briefes darzulegen.

Lieber Herr Professor,

Sie hatten die Freundlichkeit, die Lokal- und Fachpresse zu einer Besichtigung der Semesterarbeiten einzuladen, in welchen Vorschläge für die städtebauliche Gestaltung des Limmattales bei Spreitenbach dargeboten wurden. Was ich bei diesem Anlass gesehen und gehört habe, veranlasst mich, Ihnen zu schreiben.

Vorerst möchte ich Ihnen herzlich danken für die Einladung. Gleichzeitig möchte ich Sie, als Lehrer, und die Studenten zu den Arbeiten beglückwünschen. Dieser Glückwunsch ist durchaus nicht als blosser Höflichkeitsphrase aufzufassen, denn als Architekt und Planer von Berufes wegen und als Schreiber im Nebenamt war ich tatsächlich beglückt von dieser Vorführung. Ich glaube auch, dass die Leute, die einmal in solch phantasievollen Siedlungen wohnen werden, beglückt sein werden. Damit kommt auch zum Ausdruck, dass ich diese Arbeiten durchaus nicht für utopisch halte, sondern ich bin überzeugt, dass sich der Städtebau in absehbarer Zeit in dieser Richtung entwickeln wird. Aber auch, wenn diese Bestrebungen nicht so rasch, wie wir hoffen, eintreffen würden, ist diese Ausstellung von Werken humaner schöpferischer Tätigkeit für unvoreingenommene Betrachter, für die Schüler, die gearbeitet haben und für den Lehrmeister, der ganz bescheiden im Hintergrund stand und sich freute, ein beglückendes und bleibendes Ereignis.

Damit wäre das Wesentliche über diese Arbeiten gesagt, und ich könnte meinen Brief mit nochmaligem herzlichem Dank für die Vermittlung dieser Erlebnisse an Sie, verehrter Herr Professor, schliessen. Damit Sie sehen, dass es sich auch hier nicht um eine äusserliche Höflichkeitsformel handelt, wiederhole ich, dass es Ihnen, als begnadetem Lehrer, sichtlich gelungen ist, wie Sie selbst sagten, in wechselndem Frage- und Antwortspiel mit den Schülern zusammen sich in die Aufgabe immer weiter ein- und hinaufzuarbeiten, unbeschwert von jeder Sachkenntnis und ohne zu wissen, was dabei herauskommt. Ganz einfach dadurch, dass

Ihre Schaukraft, ohne Vorurteil und ohne Hemmungen über der Sache stand, und weil Ihnen als Architekt und Baukünstler die Gabe verliehen ist, das Richtige aus den Entwürfen zu erkennen und zu fördern, sind diese Arbeiten auf eine beachtliche Form gebracht worden. Um das Wesentliche noch deutlicher zu machen: Es ist auch meine Ueberzeugung, dass diese ständige Zwiesprache, diese ausdauernde Zusammenarbeit zwischen Lehrer und Schüler die einzig mögliche Art der praktischen Architekten- und Planerausbildung ist, denn ich bin selbst auch in erster Linie Architekt und erst nachher noch Planer geworden. Aber was hier ausgestellt und beschrieben wird, ist kurz gesagt *keine* Planung und kann deshalb nicht als Beweis dafür angeführt werden, dass die Architekturabteilung in befriedigender Masse Planer ausbilde, die dazu notwendige Forschung betreibt und die daraus abzuleitenden Ergebnisse in einem Ausbildungsprogramm zusammenfasse. Planung kann ihrem Wesen nach bewusst nur planvoll, nicht aber, wie es bei diesen Semesterarbeiten geschehen ist, zufällig, also Nichtplanung sein, die man dann bestenfalls Uebungen in städtebaulicher Gestaltung von Baugruppen durch Schülergruppen nennen dürfte. Mit Architektur hat die Planung nur das gemeinsam, dass sie wie diese aus Koordination, das heisst aus Prüfung und Zusammenfassung verschiedener Möglichkeiten und Forderungen zu einem ausgewogenen Ganzen besteht. Die Tätigkeit des praktizierenden Architekten besteht aus einem ständigen Zusammenspiel von künstlerischen, technischen sowie wirtschaftlichen Interessen in allen Grössenordnungen, die er seiner initiativ schöpferischen Vorstellung unterzuordnen versucht. Der Lehrer kann im Zusammenspiel aus seiner Erfahrung im Umgang mit Bauherren zwischen Schüler und Meister gleichzeitig auch noch den Bauherren spielen. Dies lässt sich jedoch nicht ohne weiteres auf das «Planungsspiel» übertragen, weil hier der Lehrer im allgemeinen keine Erfahrung als Planer hat und weil der Bauherr, der Auftraggeber, ganz einfach nicht oder nur unter dem verschwommenen Begriff als Allgemeinheit oder als öffentliche Meinung fassbar ist. Die lange Uebung des Architekten in der Partnerschaft mit den Bauherren befähigt ihn wohl, den Bauherren glaubwürdig zu spielen, das lässt sich aber kaum auf die bei der Planung ausschlaggebende Volksmeinung übertragen. Ich gestatte mir, sehr geehrter Herr Professor, zu diesem Spiel auch noch einen Ihrer Kollegen herbeizurufen, genauer gesagt, Aussagen, die dieser über den Stand des Städtebaues am demselben Tag des Presseempfangs in der Ausstellung Spreitenbach an einer Antrittsvorstellung gemacht hat. Auch hier ist es nicht möglich, in wenigen Sätzen in einem Brief zusammenzufassen, was in formvollendeter und ausgefeilter Weise während der Vorlesung ausgesagt wurde. Im Spiegelbild meiner Erinnerung kann ich mich jedoch des nachhaltigen Eindruckes nicht erwehren, dass bei

uns in der Schweiz, wegen des Fehlens eines gesetzlichen Auftraggebers, Planung nicht möglich sei, andernorts aber, wo die Gesetze eines ganz anderen Kulturstandes den Planern alle nur erdenklichen Kompetenzen schon gegeben haben, Städtebau als Ergebnis dieser Planerei, wegen der ganz anderen Lebensauffassung ebenfalls nicht habe entstehen können. Ohne Gesetz sei weder Planung noch Städtebau möglich, ohne architektonische Kultur könne jedoch auch mit oder gerade wegen der Verplanung von Städtebau nicht gesprochen werden. Die Sache wird verständlicher, wenn, wie dies in der Antrittsvorlesung ebenfalls geschah, die Vorstellung des Stadtbildes erweckt wird, das, weil gleichsam versteinert und nur langsam sich wandelnd, als nicht wegzudiskutierender östlicher oder westlicher Kulturspiegel vorgehalten werden könne. Aus diesem Spiegelbild sei dann sofort ersichtlich, welcher Art das Leben der Einwohner bzw. der Stand von Gesetz, Kultur, Bildung oder Planung seien. Es wird nun auch sichtbar, dass diese Begriffe irgendwie zusammengehören und als Ausdruck für die bewusste oder unbewusste Lebensgestaltung angewandt werden können. Und ebenso wird erkennbar, dass wir unterscheiden müssen zwischen den mach- und daher planbaren und den nicht machbaren und daher auch nicht planbaren Dingen. Aber wir müssen auch unterscheiden zwischen den Dingen, die im Rechtsbuch, im architektonisch städtebaulichen Bilderbuch oder im Vorlesungsheft stehen oder in Programmen des politischen Glaubens lesbar und solchen, die nur für den Aestheten, den Spezialisten, den Gesichts-, Gehör- oder Gefühlsbegabten bewusst werden. Da Ausdrücke, wie Bildung, Kultur, Planung je nach dem, der sie beschreibt, jeden nur denkbaren Sinn annehmen und in diesem Brief höchstens festgestellt werden kann, dass wir als Architekten oder als Planer darunter nicht ganz dasselbe verstehen, versuche ich am Beispiel, an den Modellen und Vorstellungen über Spreitenbach und einem ebenso skizzenhaften Modellbild der Planerausbildung die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der beiden Berufe herauszuschälen.

Auf Briefform zusammengedrängt, hat die Hochschule die Aufgabe, Fachleute für die Praxis neben solchen für die Forschung und solchen für die Ausbildung von Planern auszubilden. Dass es Planer und nicht nur Ingenieure oder Architekten braucht, kann u. a. damit begründet werden, dass dieser Tage das Schweizervolk einen Verfassungsartikel angenommen hat, der dem Bund die Kompetenz gibt, die bisher grösste Planung im nationalen Sinne, nämlich diejenige der Nationalstrassen, durchzuführen. Dabei kann es sich kaum nur um den technischen Strassenbau oder die architektonische Eingliederung ins Orts- und Landschaftsbild handeln, sondern die Baureifmachung dieser Autostrassen bedingt, wenn das Werk die ihm zgedachte Aufgabe erfüllen soll, eingehendster planerischer Vorbereitungen. Es ist u. a. zu prüfen, wie sich die im grossen festgelegten Strassenzüge auf die Siedlungsentwicklung auswirken werden. Offensichtlich fehlt es heute an Fachleuten, die solche

Aufgaben übernehmen können. Wohl gibt es Ingenieure als Strassen-, Brücken- und Tunnelspezialisten oder Architekten für die architektonische Durchbildung neben Gartenarchitekten für die Bepflanzung; aber Fachleute, welche z. B. die Auswirkungen Verkehrsvolumen - Bauvolumen und umgekehrt, die für das Funktionieren dieser Strassen massgebend sein werden, untersuchen und mit dem Ergebnis dieser Vorarbeiten die einzelnen Anschlußstellen überprüfen und entwerfen können, gibt es nicht. Es fehlt jedoch nicht nur an Fachleuten, es fehlt auch völlig an Forschungen in dieser Richtung, und die Verkehrsingenieure sind auf ausländisches Zahlenmaterial angewiesen. Jene Verhältnisse lassen sich jedoch auf unsere kleinsten Lebensbedingungen kaum übertragen. Man hat verständlicherweise in der Schweiz ein nachhaltiges Vorurteil, dass Planung in solchen Zusammenhängen zu abstrakt-wissenschaftlichen Tätigkeiten ausarte, dass durch wissenschaftliche Planung der demokratisch menschliche Maßstab und die persönliche Uebersicht verloren würden. Diese Entwicklung liegt jedoch nicht erst in der Planung, sondern in der damit verwandten Industrialisierung, Technisierung und Automatisierung. Dieses gesunde Misstrauen wäre noch viel eher angebracht gegenüber Strassenbauvorhaben, die für eine einzige Stadt in Hunderte von Millionen Franken gehen, für die jedoch weder der Bedürfnis- noch der Leistungsnachweis auf wissenschaftlich einwandfreie Art erbracht werden kann, weil nicht nur die Fachleute, sondern auch die Forschungsergebnisse fehlen. Auch die Modelle von Spreitenbach und die darin graphisch oder plastisch geschickt eingefügten Verkehrsanlagen sind der deutliche Beweis dafür, dass die Entwerfer weder über die Grösse noch über die Funktion der Verkehrsvorgänge in einer Stadt von 15 000 bis 25 000 Einwohnern informiert worden sind, ganz zu schweigen von einem ins Bild setzen über die wirtschaftlichen Möglichkeiten. Es würden sonst nicht Arbeiten herangewachsen sein, die einen solchen Stadtteil mit nicht weniger als sechs kreuzungsfreien Anschlusskleblättern versehen haben, von denen jedes zusätzlich zur Strasse zwischen ein und zwei Millionen Franken kostet und aus der Sichte ebene des Fahrers erst noch wenig sinnfällig und daher sehr gefährlich wäre. Natürlich würden in der Praxis einer solchen Stadtbaute die ökonomischen Fragen sich von selbst geltend machen, aber der Stadtplaner ist derjenige, der schon mit einem begründeten Entwurf derartigen nebensächlichen Auseinandersetzungen vorbeugen sollte, wenn nicht der Glaube an seine Autorität von Anfang an ins Wanken kommen soll. Nachdem jedoch feststeht, dass Planer als Spezialisten, als Forscher notwendig sind, dass aber die Hochschule bisher ihre Ausbildung nicht gepflegt hat, stellt sich die Frage, was vom Standpunkt dieser dringlichen Bedürfnisse aus zusätzlich und rasch getan werden müsste.

Ein Ausbildungsprogramm müsste in seinen wichtigsten Teilen folgende Stichworte enthalten, die anhand der Muster von Spreitenbach überprüft werden sollen.

Wie im Schema oder im Stichwortkatalog der Antrittsvorlesung sollten offenbar der Mensch und seine Bedürfnisse am Anfang der Planung stehen, und damit müsste auch am Anfang des Planerausbildungsprogrammes die Frage «Für wen wird geplant?», beantwortet werden. Für Spreitenbach hat man eine Industriezone von rund 6000 Arbeitsplätzen als Ausgangspunkt der soziologischen Bedürfnisse und für die Bevölkerungszusammensetzung als Grundlage angenommen und ist dann je nach den getroffenen Annahmen auf 15 000 bis 25 000 Einwohner gekommen. Ein Vergleich mit den tatsächlichen Verhältnissen in Industriegemeinden derselben Grössenordnung lässt jedoch erkennen, dass einer Industriezone von 6000 Arbeitsplätzen eine Wohnbevölkerung von mindestens 30 000 bis 45 000 Einwohnern gegenüberstehen müsste, wenn man nicht zum vornherein auf das Pendelsystem zur schon überlasteten Metropole bzw. ihren Wohngebieten angewiesen sein, oder mit andern Worten, das völlig unrationelle Verkehrswesen der Stadt noch verschlimmern will. Auch wenn die praktischen Planer nie selbst werden Forscherarbeit leisten können, wäre es doch Aufgabe der Koordination durch die Hochschule, dass diese Forschungen, wie sie an verschiedenen Fakultäten betrieben werden, in den Dienst der Planung und damit auch der Planerausbildung gestellt werden, damit der Student wenigstens eine Ahnung von solchen Zusammenhängen und Möglichkeiten erhält. In der modernen, hochindustrialisierten und arbeitsteiligen Wirtschaft ist es nicht mehr möglich, solche Fragen über den Daumen zu peilen und mit ein wenig Instinkt und «gesundem Menschenverstand» auszukommen. Auch die Planer stellen sich das Wesen der Planungsarbeit nicht so vor, dass alle Elemente in Karten gestanzt und als eindeutiges Ergebnis aus der Lochkartenmaschine heraus fließen werden. Aber die Planung sieht ein, dass ihre ausserordentlich komplizierten und komplexen Probleme schon lange nicht mehr nur intuitiv gelöst werden können. Derjenige Städtebauer wird die besten Ergebnisse erreichen, der souverän über die umfassendsten Unterlagen und Kenntnisse verfügt und danach handelt.

Unverantwortlich ja doch wäre es, bei den Studenten eine Mentalität heranzubilden, die auf der einen Seite die technischen Möglichkeiten und Hilfen bewusst ignoriert, auf der andern aber in völlige Abhängigkeit von sogenannten Spezialisten gerät. Für das Beispiel Spreitenbach wurden, wie aus dem Begleittext der Ausstellung hervorging, Fachleute, also Spezialisten aller Art in vorbildlicher Weise beigezogen. Auch muss das grosse Verdienst der Architekturabteilung hervorgerufen werden, dass sie neben einheimischen auch namhafte ausländische Städtebauer und Planer den Studenten und der Fachwelt an Gastvorlesungen vermittelt hat. Aber es wurde dafür ein Ausbildungsprogramm, aus dem ein abgerundetes Bild hätte gewonnen werden können, weder konzipiert noch koordiniert, noch hatten die Gäste, was ja sachlich unmöglich gewesen wäre, Gelegenheit, mit den Studenten zusammen am Arbeitsmodell eine für die Planer wie

für die Architekturausbildung unumgängliche Zwiesprache zu führen. Zudem fehlt den Studenten eine systematisch aufgebaute städtebauliche Grundschule, aus deren Entwicklungsstand heraus sie in der Lage gewesen wären, das gebotene Material selbst zu bewerten und zu verarbeiten. Dass nicht einmal die Diskussion zwischen dem Architekturprofessor, der nachher die Bauherrschaft in der Seminararbeit vertritt, und den aus der Praxis autodidaktisch gewonnenen Erfahrungen der Planerspezialisten stattgefunden hat, ist an den Modellen leicht zu erkennen. Ich spreche nun umgekehrt einmal in erster Linie als Architekt und erst in zweiter Linie für die Planer. Man muss sich bewusst sein, dass es den Studenten bei der gewaltigen Arbeitsleistung höchstens möglich war, gewisse Teile sehr schematisch und andeutungsweise zu bewältigen. Der Unterschied in der Qualität wird sichtbar, wenn man Teilgebiete, wie z. B. ein Shopping Centre, eine Wohngruppe oder ein Industrie- und Gewerbekombinat, die eingehender und architektonisch bearbeitet worden sind und daher sofort glaubwürdiger und organischer, man könnte auch sagen lebensfähiger geworden sind, anschaut, während die Stadtmodelle als Ganzes dieselbe Durchdringung und Verdichtung offenbar noch nicht erfahren haben. Die Probleme der modernen Stadtgestaltung sind eben nicht rein formaler Natur, sie können offensichtlich nicht mit einer bis zur Bizarrheit reizvollen Gruppierung von Karton und Klötzchen bewältigt werden. Siedlungsgestaltung im planmässigen, theoretisch, besser gesagt schulmässig planerischen, oder aber auch im praktisch «unplanmässigen», wirklichen Gebrauch ist das Schaffen eines technischen Netzes, das sich über betrieblich zusammengehörige Gebiete erstreckt und alle Lebenseinrichtungen nach ihren Bedürfnissen als Grünnetz, als Strassennetz, als Kanalisations- und Versorgungsnetz organisiert. Erst innerhalb eines solchen Netztes oder Gerippes hat das Entstehen von Wohnungen und Geschäftsräumen eine tiefere, lebensvolle Bedeutung. Zu diesem technischen Netz, das man mindestens spüren müsste, wenn man es auch in den Modellen nicht unmittelbar, weil unterirdisch, hätte sehen können, kommt ein ebenso spürbares, verwaltemässig nicht minder lebenswichtiges Gefüge hinzu, von dem bei auch längerem und wiederholtem Betrachten nicht mehr, sondern eben nur das Fehlen einer solchen Durchdringung spürbar wird. Die Modelle erscheinen daher nicht als dynamische, lebensvolle Stadtbilder, sondern stehen eher wie versteinerte oder eingefrorene, unverdaute Bevölkerungsstatistiken herum. Selbst dort, wo man sich richtigerweise bemüht hat, jeder der z-förmigen Wohngruppen ein anderes Gesicht zu geben, ist wegen der übertriebenen einseitig zentralisierten Form, die in anderen Teilen durch T- oder H-Formen abgelöst wird, noch kein sehr lebensnahes Gebilde entstanden. Ich führe diesen Umstand nicht auf mangelndes Formgefühl und mangelnde Formgebung, sondern nur auf das Fehlen von Grundlagen, von Kenntnissen über Verhältnisse zurück, die durch ihre blosse Anwesenheit oder Er-

wähnung die Entwerfer gezwungen hätten, nicht nur beim Klötzlenspiel zu bleiben. Ich billige Ihnen gerne zu, dass das alles in einem Semester und unter den geltenden Umständen auch beim besten Willen nicht möglich gewesen wäre.

Gerade weil sichtbar und erfreulich das Bestmögliche geleistet worden ist, müsste dies für uns ein Grund sein, Bestrebungen zu unterstützen, die über das Bisherige hinaus nach Lösungen trachten, die eine solch sichtbar fehlende planerische Grundschulung ermöglichen. So wäre es nicht nur lehrreich, sondern unerlässlich gewesen, wenn wenigstens eine der Arbeitsgruppen die hygienischen Probleme in solchen Wohnhochhausgruppen etwas eingehender durchgearbeitet hätte. Man hätte nicht nur den Schattenschwurf auf die Nachbargruppen, sondern die Besonnung in der Tiefe der Wohnungen im einzelnen Block selbst einmal eingehend untersuchen müssen, um dann die alte Lebenserfahrung zu erneuern, dass durch Vergrößerung der Oberfläche, durch zahn- und sägeförmige Fassaden wohl Abkühlungsfläche, aber keine Sonnenstrahlen gewonnen werden können, weil immer eine Rippe der andern die Sonne wegnimmt. Zur selben, wegen der fehlenden Grundschule und Zeit vernachlässigten städtebaulichen Hygiene hätten vielleicht die durch eine andere Gruppe auszuführenden Studien darüber gehört, wie diese gegen die Autobahn, den Güterbahnhof und das Industriegebiet geöffneten, also geradezu Lärm-, Rauch- und Lichteffekte aufsaugenden u- oder z-förmigen Höfe vor diesen Immissionen hätten geschützt werden können. Wenn man schon aus ökonomischen Gründen den physikalisch notwendigen Freiraum von 200 bis 300 m Tiefe selbst im Studienmodell nicht freizuhalten wagte, so sollten doch aus den Modellen sinnfällig die zur Trennung oder Isolierung nötigen städtebaulichen Massnahmen sichtbar werden. Dass diese Zusammenhänge und das dazugehörige Tatsachen- und Forschungsmaterial noch in keinem schweizerischen Handbuch veröffentlicht und dem Missbrauch und der Fehlinterpretation dargeboten worden, enthebt die Hochschule nicht der dringlichen Aufgabe, unter Zusammenfassung aller an ihr ja schon reichlich vertretenen Spezialisten und Fakultäten, eine Sammel- und Koordinationsstelle für derartiges Material, d. h. so etwas wie ein Planungsinstitut aufzubauen.

In sehr idealistischer Weise wurden entsprechende Ausnutzungsziffern von 0,75—0,9 für Wohn- und Arbeitsplatzdichten, mit denen die Hygiene direkt zusammenhängt, ermittelt, die etwa 135 Wohn- und Arbeitsplätzen oder 90 Einwohnern je Hektare entsprechen. Sicher wäre es unwürdig, von den Studenten zu verlangen, dass sie ihren Entwürfen Werte zugrunde legen, die etwa im benachbarten Schlieren oder im nicht viel weiter entfernten Sihlfeld mit 500 Wohn- und Arbeitsplätzen je Hektare überschreiten. Aber die Aufgabe hätte auch hier wieder einen viel realeren Hintergrund erhalten für etwa die doppelte der gewählten Dichte. Man wäre dann immer noch um mehr als die Hälfte hinter der brutalen Wirklich-

keit zurückgeblieben, mit der man sich erst nach dem Diplom wird abgeben müssen.

Diese städtebauliche Wirklichkeit ergibt sich aus der unablässig fortschreitenden Bevölkerungsverdichtung, der eine relative Verknappung des nicht vermehrbaren Bodens gegenübersteht. Die Hauptschwierigkeit liegt praktisch darin, dass dieser Boden tausendfach in privates Eigentum und in politisches Territorium geteilt ist. Die Semesterarbeiten jedoch ignorieren diese Tatbestände bewusst. Wenn schon Forschung, Messung und Rechnung supponiert wurden, so hätte zu mindesten auch noch Spekulation und Politik in diesem seminarischen Spiel supponiert werden müssen. Eine Rechenmaschine bringt kein Gedicht und die Spekulation höchstens einen Roman hervor. Zum dramatischen Geschehen der Stadtbildung gehört als Drittes die intuitive Vision. Solange jedoch nur diese allein angespielt wird, wie es hier der Fall war, entstehen leere Kulissen. Städtebau und Planung sind jedoch alles andere als Bühnenmalerei.

Meine briefliche Zwiesprache, die nur ein Selbstgespräch sein konnte, berührt offensichtlich jene Reihe von Zeitproblemen, die als Auseinandersetzung zwischen Technik und Menschlichkeit aktuell geworden sind. Auch in der Frage der Planerausbildung kommt die gefühlsmässige Abneigung des Künstlers gegenüber dem Techniker und umgekehrt zum Ausdruck; die Synthese zwischen beiden kann jedoch sinngemäss nur in Anwesenheit beider Exponenten herbeigeführt werden. Einseitigkeiten erledigen sich in der Regel von selbst; was sich jedoch nicht selbsttätig erledigt, das sind die unkritischen Begegnungen. Die Stadtbildung darf sich nicht nur im wirtschaftlichen oder im technischen oder im künstlerischen Raum allein bewegen. Nur der systematisch und planmässig betriebene Ausgleich zwischen den drei Kulturapparaten wird zu Siedlungen führen, die sich nicht selbständig machen und sich damit der menschlichen Kontrolle entziehen. Grundvoraussetzung dazu ist es jedoch, zielbewusst Leute heranzubilden, die sich in den drei Gebieten soweit auskennen, dass sie eine Zusammenarbeit leiten können. Da dies eine *ungeheure Aufgabe* ist, setzt ihre Lösung ein planmässig und sorgfältig aufgebautes Ausbildungsprogramm voraus, das nur das Wesentlichste, sozusagen die «allgemeine Bildung» der Siedlungsplanung enthalten darf, wie es für den Praktiker unerlässlich ist. Ein solcher Auszug des Wichtigsten jedoch setzt eine viel weitergehende Koordination von einschlägigen Spezialausbildungen der verschiedensten Fakultäten voraus, als dies am Beispiel Spreitenbach der Fall war.

Damit, verehrter Herr Professor, habe ich versucht, einige Hinweise zur Planerausbildung zu geben. Ich hoffe, dass Sie diesen Brief nicht als ungebührliche Einmischung in den Betrieb der Hochschule, sondern als Anregung zur Weiterführung unseres Gesprächs über Spreitenbach betrachten. Empfangen Sie mit dem nochmaligen Dank für die Einladung zur Ausstellung den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung.

Zürich, 1. 12. 58.

M. Werner Bader.